

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 8 (1913)
Heft: 7

Artikel: Färberelend
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-350654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Vorkämpferin

Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes, vertritt die Interessen aller arbeitenden Frauen.

Für die kommende Nummer bestimmte Korrespondenzen sind jeweilen bis zum 20ten jeden Monats zu richten an die
Redaktion: Frau Marie Walter,
 Zürich — Carmenstr. 55.

Erscheint am 1. jeden Monats.
 Einzelabonnements:
 Preis:
 Inland Fr. 1.— per
 Ausland „ 1.50) Jahr

Paletpreis v. 20 Nummern an: 5 Cts. pro Nummer. — Im Einzelverkauf kostet die Nummer 10 Cts.

Inserate und Abonnementsbestellungen an die Administration:
Buchdruckerei Conzett & Cie., Zürich
 Werdgasse 41—43.

* Färberelend *

Schon mehr als fünf Wochen dauert der Streik der Färber in Basel, denen sich jene in Zürich und Thalwil in brüderlicher Solidarität zur Erringung eines Lohnartikels angeschlossen haben. In welch unsagbar traurigen Verhältnissen diese Arbeiter zu leben gezwungen sind, sagt der nachstehende Brief einer Färbersfrau, der in den „Basler Nachrichten“, einem bürgerlichen scharfmacherischen Blatte — im Briefkasten — kürzlich veröffentlicht wurde. Das Herz möchte einem zerspringen, wenn man all die Not und das Weh dieser zu Tode gemarterten Proletariermutter sich zu vergegenwärtigen versucht.

„Es ist schon längst mein Bedürfnis, einmal zu reden über das Verdienen neben der Besorgung der Haushaltung.“ Mit diesen Worten beginnt das tapfere Basler Fraueli seine Leidensgeschichte und fährt dann fort:

„Ich meine nicht nur jene Frauen, welche, um besser Staat und Puffsucht treiben zu können, verdienen, sondern die, die gezwungen sind, da es das Einkommen des Mannes verlangt, daß sie verdienen müssen, zum Schaden der Kindererziehung.

Nun habe ich an mir selbst spüren müssen, was das Verdienen nebst der Haushaltung für eine aufreibende Sache ist. Mein Mann ist Färber und hat seit 6 Jahren 30 Fr. W o c h e n l o h n und wir sind eine fünfköpfige Familie, das jüngste Kind fünfjährig, das älteste neun. Als die Kinder klein waren, zettelte ich in ein Geschäft, mußte aber wegen dem Lärm, welchen es verursachte, einigemal ausziehen. Ich kam nie an die Luft; das Gerassel des Zettelrädchens, das Geschrei der Kinder, welchen es auch nicht wohl dabei war, machten mich sehr nervös, so daß ich oft ungerecht gegen die Kinder wurde, konnte auch nie bei der Arbeit bleiben, mußte immer wegspringen, die Kinder und die Haushaltung besorgen, waschen, das Kleinste trocken machen usw., jede Minute ausnützen, des Nachts aufstehen, es war eine Jagerei und doch mußte ich, wir wollten ehrlich sein, keine Schulden machen, die Kinder sauber halten und die Wohnung. Für die Kinder hatte ich keine Zeit, konnte sie nie auf die Arme nehmen, ging ich einen Augenblick hinaus mit ihnen, mußte ich sie vom Spiel wegreißen und nach Hause treiben. Wir hatten kein Familienleben, abends half mir der Mann, was er konnte, da er sah, daß ich mein Möglichstes tat.

Diese fremde Arbeit hockte in unserer Familie wie eine Kröte, die sich überall breit machte.

Bei diesem Schindleben wurde ich auch gereizt, wenn der Mann heim kam, müde von der Arbeit, gab es bei dieser Arbeitsüberbürdung oft Streit. Die Kinder zerrissen mir auch öfter die Zettelfäden, wenn ich einen Augenblick in der Küche war, so daß ich öfters schlagen mußte, was wissen doch zwei- oder vierjährige Kinder. Die Kleinen kamen auch nie hinaus als abends, wenn der Mann Feierabend hatte, wie jubelten da die Kinder, wenn der Papa heimkam, fast wurde ich eifersüchtig. So ging es eine zeitlang, verdiente ich dabei doch 5 Fr. wöchentlich durchschnittlich, aber was mußte ich diesem Fünf- über opfern. Dieses Arbeiten wurde uns beiden zuviel, wir wurden gereizt, eines konnte vom andern nichts mehr ertragen, wir hatten öfters Zwist und die Kinder bekamen ungerechte Schläge.

Eines Tages mußte ich die Kinder wieder vom Spiel wegreißen, da sah mich meine Älteste drohend an. „Weißt Mame, dich hab ich nicht lieb,“ sagte sie empört zu mir. „Warum,“ fragte ich erschrocken. „Weißt, du arbeitest immer, immer,“ antwortete sie. Da sank ich wie gelähmt auf einen Stuhl, sie lieben mich nicht, und ich reibe mich für sie auf, sie lieben mich nicht, so könnte es mir in meinen Ohren, alles tue ich für sie, halte sie reinlich, pflege sie, Sorge für sie, was fehlt denn noch? Aber du kannst dich nicht mit ihnen unterhalten, du hast keine Zeit für sie. Die Kinder haben nur eine arbeitende Frau, keine Mutter, welche spielt mit ihnen und lacht und scherzt. Die Zeit, die du dazu hättest, mußt du der fremden Arbeit widmen, so könnte es in mir, das ist das Verdienen. Wie haben es doch die Frauen schön, welche nur in der Haushaltung machen können und sich ihren Kindern ganz widmen können, sie wissen gar nicht, wie glücklich sie sind, und achten es nicht einmal.

Wie haßte ich die fremde Arbeit, haben denn die Kinder nicht ein erstes Unrecht auf die Mutter, warum muß man auch verdienen, habe ich nicht einen fleißigen, bescheidenen Mann, ja wir wollen ehrlich sein, alles bar bezahlen, wir wollen keine Schulden. Wie muß man dies Ehrlichsein erkämpfen! Mein Mann wurde dieses Lebens überdrüssig, so beschloß ich, das Verdienen aufzugeben.

Alle Tage wurde berechnet, was das billigste sei, dieses eckige Geldabwägen, wenn man den Ueberfluß überall sieht. Da schämte ich mich fast, daß ich nichts verdiente. Nach einiger Zeit nahm ich wieder etwas an, alle Abende von 8—10¼ pußen, diese Arbeit wurde sehr gut bezahlt und ich ging Abend für Abend fort; mein Mann besorgt die Kinder, bringt sie zu Bett, dann ist er allein; 9 Monate ging ich, vor Müdigkeit konnte ich kaum stehen. Wenn ich heimkam, schlief mein Mann, wenn er aufstand und sich das Morgenessen richtete, schlief ich. Auf unser Drängen bekamen wir eine Aushilfe, so daß ich immer nach 14 Tagen eine Woche aussetzen kann, bin auch öfters krank und meine Müdigkeit steigert sich oft zur Raserei, so daß wir beschloßen, auch dieses aufzugeben. Es geht nicht mehr, wenn ich krank bin, haben wir gar nichts mehr. Den Monat Mai wollte ich noch fertig machen, da brach der Färberstreif aus, zum Glück habe ich noch nicht abgesagt. In jener Nacht schlief ich vor Aufregung gar nicht, ja, wenn mein Mann nur 35 Franken wöchentlich Lohn hätte, dann wollte ich nicht mehr verdienen, ganz wollte ich mich der Haushaltung und den Kindern widmen, alles sauber und ganz in Ordnung halten, denn abends könnten wir gemütlich beieinander sein, so machte ich in jener Nacht Pläne. Oder habe ich zu viel gemurrt, verliert mein Mann den Platz, daß ich erst recht verdienen muß? so stürmten meine Gedanken über mich her, bis ich endlich einschlief.

Seither sind Wochen verfloßen, die Situation ist immer gleich. Wer hat Verständnis für das Volk? Eine Dame sagte einst zu mir, als ich ihr klagte: „Danken Sie Gott, daß Sie arbeiten können.“ Traurig ging ich weg. Verlangt Gott von mir, daß ich mich so aufreibe? Jede Faser an mir sagt nein, diese Ueberbürdung kommt von den Menschen. Immer frage ich mich, ist das meine Pflicht, nein, tönt es in meinem Innern. Nun, dieser Streif, wie kommt er mir vor. Mein Mann klagte immer, im Geschäft können sie nie genug schinden, mit eisernem Druck hält man sie darnieder, ein Schnellzug, der bei rasender Geschwindigkeit entgleist, und das Unglück ist da.

Was will ich bezwecken mit diesem Schreiben, nur den Wunsch habe ich, ein wenig Verständnis für verdienende Frauen. Die Damen haben es nicht; es heißt höchstens, richtet euch ein usw., gerade wie mein Mädchen, als es zu mir sagte: „Mama, brauchst du 5 Franken in einer Woche?“; ja sagte ich, viel mehr. Entsetzt sah es mich an und antwortete: „Was, du brauchst so viel Geld!“

*

Müßten diese Anklagen nicht Steine erweichen? Unternehmerherzen sind härter wie Steine. Die bezwingt nur ein allmächtiger Wille, die zu tödlichem Schlage ausholende Taze des gereizten, seiner Kräfte sich bewußten Löwen — das kampfsgerüstete Proletariat, sobald seine Zeit erfüllt sein wird.

Margret.

Der Stadtherr lockte mit schmeichelnder List:
„O schöne Margret, wie du töricht bist,
Hier auf den Liebsten zu warten.
Du und dein Kind, was leidet ihr Not?
Ich weiß für euch ein schöneres Brot
Und ein Plätzchen, verschwiegen im Garten.

Wie liegt dir das Blondhaar im Nacken schwer,
Du schöne Margret! Und gehst einher
In einem geflickten Kleide?
Komm mit! Ich zahle dir Gold voraus!
Ich führe dich in ein prächtiges Haus
Und hülle dich in Seide.

Komm mit! Ich bringe dich heimlich fort
Von hier, wo deine Schönheit verdorrt
Und seufzend stirbt im Dunkeln.
Ich biete ihr einen goldenen Thron;
Da locket Musik mit schmeichelndem Ton,
Und tausend Lichter funkeln . . .“

Margret hob den runden, braunen Arm
Und lachte: „Daß sich der Himmel erbarm!
Ob eurer teuflischen Seele!“
Und ernster wurde ihr Angesicht:
„Nein, Herr. Bemüht euch nur weiter nicht,
Wenn ich auf dem Thron fehle.

Mein Liebster ist wohl ein armer Mann,
Der Weib und Kind nicht ernähren kann,
Und die Jugend ist bald geschwunden.
Doch beugt den Rücken auch harte Pflicht:
Für Gold ist feil meine Liebe nicht,
Und träfen mich tausend Wunden!“

Sie küßte das Kind das im Arm ihr lag:
„Mein Liebster sagt: es kommt ein Tag,
Da wird es anders werden.
Dann stürzen die Sorgenmauern ein,
Und jeder kann seine Liebste frei'n
Und fröhlich leben auf Erden . . .“

Ernst Preczang.

Von den Wölfen im Schafspelz, welche den Lämmlein nachstellen

Der Wolf im Schafspelz ist eine uralte tragikomische Versinnbildlichung heuchlerischen Wesens. Schon die alten Griechen und Römer, die Germanen und Kelten liebten es, in phantastischen Tiergestalten menschliches Leben verkörpert sich zu denken. Der mittelalterliche Glaube an den Werwolf, die Verwandlung in Wolfsgestalt, ist noch heute besonders unter den slavischen Völkern lebendig. Der Wolf im Schafspelz aber geht in der Neuzeit nicht nur in bestimmten Gegenden und zur Nacht um, er erscheint bald da, bald dort, auch am helllichten Tage und fast möchte einen bedünken, diese Menschenspezies